

DIE FACKEL

Nr. 221

WIEN, 9. MÄRZ 1907

VIII. JAHR

Das verjüngte Österreich

Dieser alte Staat hat zeitlebens kurze Hosen getragen und fühlt sich, da er knapp vor seinem Ableben die langen bekommt, verjüngt. Und er hofft, von den Kameraden, deren Gespött er so lange war, nun endlich ernst genommen zu werden. Aber die kurzen Hosen des Mannes sind nicht komischer als die Mannbarkeit des Greises, und ein Staat, der an der Grabeschwelle sein Stimmrecht mutiert, hat Anspruch darauf, von einem Maran der Weltgeschichte dargestellt zu werden ... Und dennoch könnten die Optimisten, die sich jetzt als eigene politische Partei konstituiert zu haben scheinen, recht behalten. Das neue Kleid scheint Wunder der Suggestion zu wirken. Österreich verjüngt sich zusehends: Aus einem fetten Prälaten wird ein feuriger Kooperator. Wenn's die Sozialdemokratie so gemeint hat, werden sich ihre Hoffnungen erfüllen, wie sich noch nie Hoffnungen erfüllt haben. Wo man hinblickt, treibt und keimt und sproßt ein politischer Frühling, und kein Zweig des öffentlichen Lebens ist ohne Knospe. Es war wie das verheißende Signal einer neuen Zeit, als die Meldung durchs Land ging, für die Wallfahrten nach Mariazell werde der Automobilverkehr eingeführt werden. Aber auch auf allen anderen Gebieten des sozialen Lebens schafft der neue Geist neue Formen. Wie schwierig und umständlich war es früher, zur Befriedigung eines der wichtigsten Bedürfnisse zu gelangen: zum Empfang des Petrusordens. Heute fehlt diese Bequemlichkeit in keinem Haushalt, und auch dem Minderbemittelten bringt die Post das folgende Anerbieten ins Haus:

»Euer Hochwohlgeboren habe ich das Vergnügen mitteilen zu können, daß der P. P. Großmeister der Avvocati di San Pietro Sie für die Verleihung dieses Ordens in Vorschlag bringen will und bin ich beauftragt, über Ihre Verdienste zu referieren. Da diese Auszeichnung Minister, Mitglieder der Akademien, Sektionsräte, Professoren, Offiziere, Hoflieferanten etc. besitzen und tragen, dürfte Ihnen eine derartige hohe Auszeichnung des unter dem Pontifikat Papst Pius IX. im Jahre 1877 zur Unterstützung der katholischen Sache gegründeten St.—Petrus—Ordens nicht unerwünscht sein. Die Erwerbung und Anwartschaft auf diesen römischen Orden ist von keiner behördlichen Bewilligung abhängig und muß mittelst vorgedrucktem Anmeldeformular (mit Statuten) erfolgen und findet innerhalb zirka sechs Wochen statt, nachdem die Kandidatur im Ordensorgan vier Wochen ausgeschrieben wird und sich hierauf kein begründeter Widerspruch erhebt und das Referat über den Kandidaten entspricht. Aufnahmsformulare mit näheren Bedingungen persönlich zu Diensten. Hochachtungsvoll Josef Hiemesch, Ordenspromotor für Wien.«

Ein Exemplar dieser Drucksorte, an deren Spitze die Worte K. k. Postsparkassen—Konto 36.800 stehen, war, wie die 'Arbeiterzeitung' mitteilt, an die Chefs

einer Manufakturfirma adressiert. Der Verkehr mit dem Klerus vollzieht sich in den Formen des Clearingverkehrs, und es steht nicht zu befürchten, daß man an maßgebender Stelle den Händlern und Wechslern je wieder so schroff begegnen wird, wenn sich, wie dies schon einmal der Fall war, der Tempel in ein Clearinghouse verwandeln sollte.

Höchst erfreulich ist, wie auch der Geist der Medizin, der bekanntlich leicht zu fassen ist, sich mit der Herren eigenem Geist verbindet. Von einer Taufe, die neulich in Salzburg vorgenommen wurde, gibt das dortige radikale Blatt eine Schilderung, deren Wahrheit bezweifelt werden könnte, wenn sie nicht von der frommen Lokalpresse selbst zugegeben würde:

»Nachstehender Vorfall hat sich vor einigen Tagen hier zugetragen. Ort der Handlung: Operationssaal im St. Johannesspital. Personen: Der Primarius der gynäkologischen Abteilung, zwei Assistenzärzte, die ehrwürdige Schwester Oberin. Auf dem Operationstische liegt eine Frau, die sich seit drei Monaten Mutter fühlt. Um sie dem Leben zu erhalten, ist eine Operation notwendig, die für die Folge jeden Kindersegen ausschließen soll. Die volle Aufmerksamkeit der Ärzte ist auf die Frau gerichtet, nur die Schwester Oberin hat in ihrem Kopfe Raum für andere Gedanken. Sie dringt mit aller Beredsamkeit in den Primarius, den zu entfernenden Uterus sofort zu öffnen und den drei Monate alten Fötus taufen zu lassen. Dies zu fordern sei sie ihrem Gewissen schuldig. Der Arzt weigert sich, da er erstens seine ganze Aufmerksamkeit der Operation widmen müsse und zweitens in dem exstirpierten Uterus jedes Leben sofort erlösche. Als die Oberin auf ihrer Forderung dennoch hartnäckig besteht, macht einer der assistierenden Ärzte den Vorschlag, *eine Pravazsche Spritze mit Weihwasser zu füllen*, und den Fötus durch den Uterus hindurch zu taufen. Und tatsächlich wurde diese Weihwasser—Injektion durchgeführt ... «

Außer dieser Geburtsanzeige hat aber Salzburg auch eine überraschende Parte in die Welt gesendet. Sie hat — nach einem Bericht der 'Frankfurter Zeitung' — den folgenden Wortlaut:

»X. Y. Z., emeritierter k. k. Bibliothekar in R., Vorstand der k. k. öffentlichen Studienbibliothek d. R. in Salzburg, Ritter des Kaiser—Franz—Josefs—Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, der k. k. Kriegsmedaille, der Tiroler Landesverteidigungsmedaillen der Jahre 1848 und 1806, der drei Kaiser—Franz—Josefs—Regierungs—Jubiläumsmedaillen, Ehrenmitglied des Nationalmuseums 'Ferdinandeum' in Innsbruck, der Veteranenvereine von Innsbruck, Imst, Waldring, des katholisch—politischen Volksvereines des Landes Salzburg, durch sechs Jahre Gemeinderat der Landeshauptstadt Salzburg, Ehrenpräsident des ersten Salzburger St.—Vinzenz—Vereines, Stifter und Mitglied des katholischen Universitätsvereines, Mitglied des Katholischen Volksvereines in Innsbruck, des Landeshilfsvereines vom 'Roten Kreuz', des Dommusikvereines, des Museums Carolino—Augusteum seit dem Jahre 1860, des Vereines für Salzburger Landeskunde seit seiner Gründung, des Verschönerungsvereines, des St.—Rupertusvereines seit 1860, des katholischen Büchervereines, der St.—Michaels—Bruderschaft, des Vereines der Kinderbewahranstalt und anderer katholischer Vereine, der akademischen marianischen Kongregation etc. in Salzburg, *Abonnent von achtzehn verschiedenen katholischen Zeitschriften, darunter einige seit*

dem Jahre 1860, ist am 13. d. im 86. Lebensjahre im Frieden des Herrn entschlafen.«

»Genug!« rief Petrus, »passiert!« Zur Aufnahme in den Himmel hätten wohl die Abonnementsscheine der achtzehn katholischen Zeitschriften genügt. Der neue Geist hat auch hier wieder eine wesentliche Vereinfachung herbeigeführt. Der Taufe mit der Pravaz—Spritze entspricht die Einsegnung mit dem Abonnement. Heute ist der grundlegende Unterschied zwischen der jüdischen und der katholischen Presse nicht mehr zu verkennen. Jene gewährt ihren Abnehmern und Inserenten Begünstigungen in Form von Freikarten, Bettvorlegern und Tombackuhren, diese stellt die Aufnahme in den Himmel in Aussicht. Jene bietet also die bessere Erfüllung, während diese bloß die bessere Verheißung gibt. Dafür stehen ihr zweifellos die stärkeren Mittel zur Verfügung. Sie hat mehr Kredit, weil sie bloß die Gläubigkeit der ohnedies Gläubigen in Anspruch nehmen muß. Auch ist für die jüdische Presse das Kolportageverbot noch nicht aufgehoben und ihre weltlichen Inseratenagenten vermögen gegen die Überredungskünste der Priesterschaft nicht aufzukommen. Ließe sich's Herr Lippowitz einfallen, in der Schulerstraße Reklamezettel zu verteilen, in denen er von seiner göttlichen Sendung spräche und das 'Neue Wiener Journal' etwa als die Exegese des Gebotes: »Du sollst stehlen« anprieße, der Staatsanwalt würde sich unverzüglich ins Mittel legen. Dagegen darf die katholische Presse Österreichs ihre Beziehungen zu höheren Mächten nach Herzenslust ausschroten und zwischen den Zeilen jedes Leitartikels durchblicken lassen, daß er vom heiligen Geist inspiriert sei. In Oberösterreich wird eben jetzt, da das allgemeine Wahlrecht eine durchgreifende Erweichung der Gehirne notwendig macht, eine Ansichtskarte verbreitet, die von der »Diözesanstelle Piusverein Linz« verlegt wird und die ich jenen unerschrockenen Kulturforschern, welche in die dunkelsten Gegenden unseres Vaterlandes vordringen, als ein Dokument von unschätzbarem Wert empfehle. Diese Ansichtskarte illustriert in dankenswerter Weise einen Vorgang, den man sich bisher nur unklar vorstellen konnte: »Die katholische Presse Österreichs mit dem Banner des Piusvereines huldigt der Unbefleckten«. Unter dieser Aufschrift ist die folgende nähere Beschreibung zu lesen:

»Teilweise schon niedergestoßen vom Schilde, erscheint das siebenköpfige apokalyptische Tier, mit zehn Hörnern, das *Symbol der schlechten Presse*, gegenüber das 'erdentstiegene Tier, dem Lamme ähnlich', das *Symbol der Loge*. Unter den Füßen der Unbefleckten, unter deren Schutz der Piusverein flieht, windet sich der Drache, der die beiden Tiere, die schlechte Presse und die Loge speist. Freimaurerhände mit Hammer und Meißel sieht man in den Säulenkapitellen an der Zerstörung des katholischen Österreich arbeiten — und bereits bersten die Säulen, die den Bau tragen. Doch in der letzten Stunde erscheint der Piusverein, auf dem Banner strahlt das Bild des Hl. Vaters Pius V., im Hintergrund steht gewappnet das christliche Kreuzheer und harret mit Begeisterung auf das Signal zum Kampfe. Hoch droben erscheint das Lamm, — durch den Piusverein naht die Stunde der Auferstehung und Wiedergeburt für das christliche Österreich und seine katholische Presse«.

Der freundliche Sender einer solchen Ansichtskarte fragt mich, ob ich schon etwas Dümmeres gelesen habe. Jedenfalls nichts Blasphemischeres. Wenn man bedenkt, daß die Erpresser der katholischen Journalistik bloß an Geschicklichkeit, nicht an Verwegenheit hinter jenen Kollegen zurückstehen, die in dem apokalyptischen Tier symbolisiert sind, so wird es einem schwer,

an ihre göttliche Mission zu glauben. Es ist nur gut, daß die katholische Presse Österreichs sich damit begnügt, der Unbefleckten zu huldigen, und nicht selbst als die Unbefleckte dargestellt werden will. Der Staatsanwalt aber hätte erwägen müssen, daß bei einer immerhin engen Verknüpfung von Apokalypse und Journalistik zu leicht auch der Glaube an eine unbefleckte Empfängnis von Pauschalien entstehen könnte. Indes, ohne diesen Glauben könnte sich wieder eine Presse, die den für jüdische Zeitungszwecke zu talentlosen Auswurf der Schäßigkeit beherbergt, nicht als die Retterin des katholischen Österreich aufzuspielen wagen.



Vier Briefe Josef Lewinsky's

Hochgeehrter Herr!

Wien, 5. Juni 1901.

Als ein glühender Verehrer Kürnberger's, dessen Andenken ich in meinen Kreisen (als Vorleser) zu erhalten suche, soweit meine Kräfte und meine Zeit reichen, und als Abonnent Ihrer mir wertvollen Zeitschrift bitte ich um eine gütige Beantwortung meiner Frage.

Soeben lese ich in der Nr. 78 den Satz: »So weit Kürnberger in der Vorrede zu einem Buche, das wegen einzelner früher konfiszierter Artikel, die es enthält, in Österreich verboten ist.«

Wie heißt das Buch und wie kann ich es mir schaffen?

Im Voraus für eine gütige Weisung dankend bleibe ich hochachtungsvoll
Ihr ergebenster

Josef Lewinsky.

Hochgeehrter Herr!

Wien, 28. Juni 1901.

Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Auskunft. Glücklicher Weise besitze ich den kostbaren Band: »Siegelringe«, und freue mich immer, wenn von den Worten dieses so wenig beachteten echten Dichters Gebrauch gemacht wird.

Mit wiederholtem Dank

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Josef Lewinsky.

Ein Teil der Wiener Kritik hatte sich gegen den schon damals leidenden Meister, der in der denkwürdigen »Peer Gynt«—Vorstellung des Akademischen Vereines den Dovre—Alten in der Maske Ibsen's sprach, höchst unanständig benommen. Ich wies (in Nr. 104 ¹) die Rüpeleien zurück, in denen die Wiener Literaturkritik — just jene, die jetzt am tiefsten erschüttert tut — gegenüber einem Lewinsky seit dem Tage schwelgte, da dieser, wie ich schrieb, »sich erkühnt hat, die alten Burgtheaterschätze gegen den Einbruch des Vandalen Burckhard zu schützen«. Lewinsky antwortete:

Josef Lewinsky.
Hochgeehrter Herr!

7. Juni 1902.

Sie haben unlängst eine so wohlwollende Gesinnung für meine Person an den Tag gelegt, daß ich mich veranlaßt fühle, Ihnen bestens zu danken. Übrigens habe auch ich nicht gewußt, daß die Ibsen—Maske im Vaterlande des Dichters bei dieser Rolle angewendet wird; der Gedanke drängte sich mir beim Studium auf, weil mir der Dichter bei dieser Szene so lebhaftig erschien; ich wollte das Publikum nur aufmerksam machen, daß es eigentlich in der Maske des Dovre—Alten den Dichter selber vor sich hat, der ihm so unbequeme Wahrheiten in's Gesicht sagt Meine Absicht scheint wenigen verständlich zu sein, aber ich konnte eben nicht anders.

Hochachtungsvoll und dankend

Josef Lewinsky.

Der vierte Brief ist die ergreifende Kundgebung eines Tiefverbitterten, der an seinem Lebensabend die schwere Kränkung erfuhr, daß man in der Burgtheaterkunst dem Gebrüll des Löwen den Brunstschrei eines Katers vorzog. Selbst echter Burgtheaterton — versunkene Größe ersteht noch einmal, um zu klagen, daß sie versunken sei —, knüpft das denkwürdige Bekenntnis des alten Mannes an die Publikation der Abhandlung Stanislaus von Kozmian's »Burgtheater 1873« in der Nr. 174 der 'Fackel' an. Wer des Toten gedenken will, lese diesen Essay eines echten Theaterkenners nach. Er wird sich dabei von dem üblen Geschmack erholen, den ihm ein Vergleich zwischen der nichtswürdigen Behandlung Lewinsky's bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum und dem heuchlerischen Überschwang bei seinem Tode auf die Zunge gelegt hat.

Sehr geehrter Herr!

Wien, 1. April 1905.

In den ersten Tagen des Februar d. J. kaufte ich mir in Abbazia, wo ich mich zur Erholung von Krankheit aufhielt, das eben erschienene Heft der Fackel vom 31. Januar d. J. ¹ Ich war erstaunt, darin auf meinen Namen zu treffen, der dort in einem Ton der Anerkennung erwähnt wird, *den ich seit Jahren nicht mehr gewohnt bin*. Da erinnerte ich mich, daß ich so manches Mal einer wohlwollenden Gesinnung in Beurteilung meiner Tätigkeit in letzteren Jahren in dieser Zeitschrift begegnete. Als ich weiter las, fand ich eine vortreffliche Schilderung der Darstellungsweise meiner Kollegin Wolter. Da wurde ich erst gewahr, daß ein damals Mitlebender zu mir spricht, der das alles mit begeisterter Seele empfangen, und mit einem glücklichsten Talent, mit durchgebildetem, feinem, gesundem künstlerischen Sinn wiedergibt. Sie geben solcher Meinung über längst Vergangenes auch mich betreffend so viel Raum und ich empfinde dadurch auch Ihre wohlwollende Gesinnung für mich. Ich danke Ihnen bestens dafür, und bitte mir eine Zeile zu senden, wann die erwähnten »Briefe über Wien« von Herrn von Kozmian erscheinen? Der Ton dieses ebenso scharfsichtigen als künstlerisch veranlagten Kunstrichters ist ein so ernster, sein Urteil ein wertvollstes, daß ich mich freue, in diesen Spiegel meiner Jugend zu schauen und teuren Schatten dort zu begegnen.

Mich persönlich ehrt der tiefe Ernst, mit dem Herr von Kozmian über mich und meine Kunst spricht, und Schatten der Vergangenheit, sogar in der Gebärde lebendig macht, wie es sonst nur dem Dichter gelingt.

Nehmen Sie meinen warmen Dank, daß Sie solchem Urteile Raum gönnen und sich dadurch gewissermaßen einverstanden erklärt haben.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Josef Lewinsky.

1 Heft 174 # 07 »Burgtheater 1873«

Battistini

Rudolf Lothar entwickelt sich zu einer Verlegenheit der europäischen Diplomatie. Just in eine Zeit, in der wir mit Italien auf gespanntem Fuß stehen, fällt sein Versuch, eine dramatische Originalarbeit auf dem Umweg über die italienische Literatur in das Burgtheater zu kontrebandieren, also ein Stück bloß deshalb, weil es nicht deutsch geschrieben ist, für ein fremdsprachiges Werk auszugeben. Es ist noch sehr fraglich, ob uns die Verbindung, die Herr Lothar mit Herrn Lipschütz eingegangen ist, hinreichend entschädigen könnte, wenn der Dreibund wirklich flöten ginge. Dazu kommt, daß Herr Lothar für seine Verdienste um die italienische Literatur eben den Titel »Cavaliere« erhalten hatte, als die Nachricht kam, daß der Herr Battistini, den er nun schon zum zweitenmal übersetzt hat, zwischen Pontebba und Palermo nicht existiere und daß sich hinter diesem Pseudonym niemand geringer[er] als Herr Lothar selbst verberge, hinter dem sich bekanntlich wieder ein gewisser Spitzer verbirgt. Dieses Versteckenspiel wurde zwar am Tage vor der Premiere der »Großen Gemeinde« im Burgtheater aufgedeckt, aber immerhin erst nachdem Herr Lothar bereits Cavaliere geworden war. Da trotz allem Chauvinismus nicht anzunehmen ist, daß die italienische Regierung bloß dafür, daß ein Schriftsteller nicht deutsch kann, Titel und Würden verleiht, so wird sie wohl die Verdienste des Herrn Lothar um die italienische Literatur einer nachträglichen Revision unterziehen und für die falsche Ausfüllung des literarischen Meldzettels Aufklärung verlangen. Die italienische Regierung, die ohnehin mit dem fortwährend speienden Vesuv das größte Gefrett hat, wird ihm den Anblick eines Cavaliere Spitzer nicht leichtfertig bieten, wenn der gesuchte Battistini nicht doch endlich zur Stelle geschafft werden sollte. Denn daß Herr Lothar tatsächlich einmal den Cäsare Borgia dramatisiert hat, ist weniger ein Verdienst, als ein Grund zur Ausweisung. Soweit also unser Verhältnis zu Italien in Betracht kommt, hätte man einem Hoftheaterdirektor mehr diplomatischen Takt gewünscht: er, der ohnehin eine ganze Saison lang im »Glashaus« sitzt, mußte den Battistini weder annehmen, noch sich am Tage vor der Premiere von Herrn Lothar zu der Erklärung »ermächtigen« lassen, daß der Battistini kein Italiener, sondern bloß die aus zwei Wiener Nullen zusammengesetzte Einheit sei. Dieser Enthüllung hätte es gewiß nicht bedurft, da ja auch Herr Gabor Steiner in den weitesten Kreisen nicht mehr für den Erbauer jenes Venedig gehalten wird, dessen Palazzi sich neben der Konkurrenz des Riesenrads so schwer behaupten können, da dem Ben Tiber längst niemand ernsthaft zutraut, daß er in der Gegend der Abruzzen entspringe, und da der gebildete Wiener sogar das Colosseum von dem römischen Gebäude gleichen Namens unterscheiden gelernt hat. In dem Augenblick, als eine der Gestalten Battistini's das erlösende Wort »Kunststück!« sprach, konnte kein Burgtheaterbesucher mehr zweifeln, daß der italienische Autor nach jener Gegend zuständig sei, durch die die Besucher Venedigs unbedingt müssen, wenn sie nach Wien gelangen wollen ... Nun, wie gesagt, die italienische Verwicklung wäre zu vermeiden gewesen. Was aber bedeutet sie gegenüber der europäischen Gefahr, die das Stück des Herrn Lothar heraufbeschworen hat? Eine Theaternotiz meldet:

»Die jüngste Novität des Burgtheaters, das Lustspiel 'Die große Gemeinde' von Leopold Lipschütz und Rudolf Lothar ist auch schon vom königlichen Schauspielhause in Berlin zur Aufführung angenommen. Ferner wurde diese Novität bereits *ins Italienische*

und ins Spanische übersetzt. Als Schauplatz der Handlung ist bekanntlich Italien gedacht. Aber in der italienischen Übersetzung ist der Schauplatz nach Spanien verlegt und die Bearbeitung für die spanischen Bühnen läßt das Stück in Portugal spielen.«

Herr Lothar haust auf der europäischen Landkarte wie Napoleon. Er annektiert Italien, unterwirft Preußen, tritt Portugal an Spanien ab, verlegt Schauplätze, teilt Königreiche, steckt natürlich Kronen ein, und findet zwischen alledem noch Zeit, durch Künste des Friedens, wie das Schmieren von Libretti, Rezensieren, Interviewen, Dampfplaudern, Vorträge halten etc. Europa seine Unentbehrlichkeit zu beweisen. Was sagen England und Rußland dazu? Noch haben sie ihren Beitritt zur »Großen Gemeinde« nicht ausdrücklich erklärt. Geduld, auch nach diesen Reichen langt schon die Unersättlichkeit des großen Eroberers, und plötzlich wird Charkow bei Edinburgh und Glasgow bei Petersburg liegen ... Ein Trost ist, daß Venedig noch immer in Wien liegt, — wiewohl das Werk des Battistini nun endlich auch ins Italienische übersetzt wurde.



Die drei Schwestern

Um die Zeit, da es Zünfte und Innungen noch nicht gab, hauste im Gäßlein beim Rathaus, das heute Stoß im Himmel benannt ist, Konrad der Schmied mit seinen Töchtern Hedwig, Edeltrut und Walpurga, also daß die drei dem Witwer die Schmiedegesellen ersetzten, bei Blasebalg, Löschtrog und Feuergrube anstellig waren, indes der Schwertfeger einsam beim Amboß stand. Die Esse glühte, die Windform fauchte, der Amboß klang: drei wunderliebliche Gesellen.

Aber wie vermöchte ein Weib ungestraft in feurige Gluten zu schauen? Walpurga, die Älteste, deren Jugend entfloh, ward schaffensuntauglich, saß und starrte ins Feuerloch. Durch die Poren der rußigen Mauern drang der Geist von Citeaux in die Schmiede, die Schwermut des alternden Mädchens klärte sich zu einer sehr süßen Sehnsucht, sie blickte immerzu in die Glut und ihr erschien in gelblich wallendem Gewand der Heiland gleich einem Bräutigam, daß sie die Arme nach ihm streckte und aller Verheißung voll gar selige Tränen weinte. Da kamen die Damen von Sankt Jakob auf der Hülben und führten Walpurga in ihr Ordenshaus, das nahe der Stefanskapelle, inmitten grünender Rebenpflanzungen lag und von dem eine Leiter geradewegs in den Himmel führte.

Der Schwertfeger erschrak und beschloß Hedwig und Edeltrut zu verheiraten, ehe er sie an die Kirche verlöre. Ein junger Bogner kam und heuerte Edeltrut. Er lebte glücklich mit ihr und zeugte einen Knaben. Als zwei Jahre um waren, schnitzte er seinen letzten Bogen und starb. Edeltrut hätte ihn gerne besser gepflegt, aber um dieselbe Zeit lag auch der Knabe in einem hitzigen Fieber, und sie ging in der Sorge um das Kind auf. Erst als sie, eine jugendliche Witib, mit ihm allein war, merkte sie, daß sie des Kindes Leben teuer bezahlt habe. Da liebte sie das Kind umso inniger, weil es ihr den Gemahl und alle Lebensfreude ersetzen mußte.

Unterdes hatte der Schwertfeger statt seiner beiden Töchter einen Gesellen ins Haus genommen mit lachendem Blick und nerviger Faust, dem gab er Hedwig, die jüngste. Das war und blieb ein rotwangiges Glück, darüber nichts weiter zu sagen ist.

So wurden die drei Schwestern, die gleichwohl ihr Lebelang die Mauern der Stadt nicht verließen, dennoch vom Schicksal in drei verschiedene Welten zersprengt, die einander nicht kannten; in allen dreien lohte Liebesglut als wie am Feuer der Esse entzündet: Walpurga liebte den Heiland, Edeltrut ihr Kind und Hedwig ihren Gatten.

Niemand wußte, welcher geheimer Wonnen Fülle Walpurga in ihrer Zelle genoß. Nach der strengen Ordensregel öffnete sie den Mund nicht zum Sprechen, sondern saß, eine durch Fasten und Gebet geisterhaft hagere Heilige in ihrem Pult und schaute. Edeltrut besuchte sie oft und wenn die junge Witfrau ins winzige Kämmerchen trat, war ihr, als ob ein überirdisches Wesen gerade durch die Wand lautlos und augenblicks Walpurgens verlassen hätte, noch wallte sein duftender Atem weich und warm im Gemach. Auch Edeltrut mußte Entbehrung üben, deshalb war sie würdig vor ihrer heiligen Schwester Angesicht zu erscheinen. Hedwig lebte in Freuden und war Walpurgens unwürdig.

Edeltrut kam auch zu Hedwig und sah das eheliche Glück. Hedwig hatte kein Kind, sie freute sich ihres Gemahles. Edeltrut verließ dieses Haus stets mißmutig und traurig, Walpurgens Kloster aber fröhlich und gleichsam in der Seele singend. Walpurga, auf der Gottes Glanz ruhte, schien bei weitem die Glücklichste zu sein, beneidenswert ob ihrer Nähe zum altersübesten Heiland. Aber Edeltrut beneidete sie nicht; wenn sie von ihr heim kam, herzte sie ihr Kind und sagte: Sie wissen beide nicht, was Mutterliebe ist. Und sie schüttelte kräftig das Haupt, um auch Hedwigs Glück, das ein Schatten in ihrem Auge war zu verwerfen. Aber der Schatten füllte ihr Inneres, wuchs aus ihr und hüllte sie ein, daß sie ihr eigen Glück nicht mehr sah. Sie erinnerte sich ihres Gemahls und seiner letzten Krankheit, wie sie ihn vielleicht nicht entbehren müßte, hätte sie nicht in Sorge ums Kind des todkranken Mannes vergessen. Der Kleine lag zu ihren Füßen und spielte. Sie sah ihn an, und ihre Gedanken verwirrten sich, also daß sie mit dem Fuße nach ihm stieß. Das Kind riß die Augen auf, als wollte es alles Unbegreifliche in dieser Welt in sich einsaugen, dann schrie es. Edeltrut riß es an sich und küßte es, bis es einschlieff und annoch schluchzend an ihrem Busen lag. Wie als Sühne versprach sie dem schlafenden Kinde, sie wolle niemals wieder heiraten, damit sie nicht werde wie Hedwig und ihm eine schlechte Mutter. Sie liebte das Kind mehr als vorher und sie haßte Hedwig.

Das offenkundige Liebesleben der Schwester war ihr zum Ärgernis, das klagte sie Walpurgens beim wöchentlichen Besuch. Die Nonne saß im romanschen Stüblein und sprach kein Wort. Sie wendete der Besucherin ihr Antlitz zu und Edeltrut sah in die lohenden Augen. Da redete auch sie nicht mehr. Ihre Seele öffnete sich und klagte, sprach zur heiligen Schwester von ihrer Entbehrung Bitternis; und aus Walpurgens Augen strahlte eine geheimnisvolle Antwort, die Edeltrut nicht fassen konnte. Lange saß sie schweigend und als die Dämmerung in die gemalten Scheiben fiel, da spürte sie ihre eigenen Lippen von einem Winkel zum andern, zwei Pölsterchen, als hätte ein himmlischer Bräutigam diesen Mund in einem endlosen Kusse berührt. Aber die Antwort der Nonne verstand Edeltrut doch nicht.

Deshalb kam sie oftmals wieder, täglich, zweimal täglich, und suchte die Schwester zu ergründen. Der Hauch seliger Verzückung umschwebte sie, daß ihr endlich die Augen aufgingen und sie den Ruf verstand: Komm zu mir und

sei heilig! Aber ach! was sollte ihr der Ruf, dem sie um ihres Kindes willen nicht folgen konnte? »Du weißt, daß mir die Klosterpforten versperrt sind«, sprach sie zur Schwester. Walpurga antwortete, aber Edeltrut vermochte zum andernmal die dunkle Stimme nicht zu verstehen. Sie vergoß viele Tränen, der Himmel war ihr verschlossen und wenn sie an der Schmiede ihres Schwagers vorbeikam, dann haßte sie ihre fröhliche Schwester, des Schmiedes Frau. Aber ihren Sohn liebte sie mehr als je, denn nun kostete er ihr auch noch die Glückseligkeit, die sie mit Augen sah.

Da erschien ihr, die nach dem Himmel lechzte, eines Nachts die Hochgebenedeite, neun Schwerter in der Brust tragend: »Wähnst du ohne Opfer ins Himmelreich zu gelangen?«, und blickte sie glanzvoll an und verschwand.

Diesen Traum erzählte Edeltrut der frommen Schwester und fragte: »Welches Opfer verlangt Maria von mir?« Aber Walpurga durfte nicht reden, sie sah ihre Schwester nur an mit den Augen, feurig wie Essenglut, daß Edeltrut wie versengt den Arm vors Antlitz schlug und eiligst das Kloster verließ.

»Nimm jetzt deinen einzigen Sohn, den du liebst, Isaak, geh mit ihm in das Land Moriah und bringe ihn mir zum Opfer auf einem Berge, den ich dir zeigen werde.«

Der Ewige möge meine Hand bewahren, wie die Hand Abrahams, sprach Edeltrut zu sich, aber gehorchen muß ich. Sie kam nach Hause, das Kind schlief, sie faßte es an der Kehle und erwürgte ihren einzigen Sohn, den sie liebte. Die kleine Leiche hüllte sie in ein Tuch, lief in das Gäßlein beim Rathaus und weil gerade niemand in der Schmiede war, warf sie den Körper ins Feuerloch und entkam unbemerkt. Als sie das alles vollbracht hatte, war sie sehr froh, denn sie gedachte, im Kloster selige Ruhe zu finden.

Am andern Tage lief sie schreiend durch die Gassen der Stadt, rief ihren Sohn mit Namen und sagte der schnell versammelten Menge, wie er sie Abends verlassen, um Hedwig im Gäßlein beim Rathaus zu besuchen und von der Schmiede nicht mehr heimgekehrt sei. Man rottete sich zur Schmiede und fand die Leiche verkohlt im Feuerloch. Die Menge entsetzte sich vor der greulichen Untat, aber niemand schrie lauter als Edeltrut, die ihrer Schwester fluchte als hätte sie in der Niedertracht ihres geilen Herzens der Witib das einzige Glück mißgönnt, das sie auf Erden besaß. Hedwigs Stirne strahlte in der Reinheit einer vielgeliebten Frau, aber das sah niemand. Sogar ihr Gatte, der junge Schmied, trat schaudernd beiseite, denn ihre Schuld lag offen zu Tage, und er wollte nicht Mitschuldiger heißen. Weil Gott ihren Schoß verschlossen, sollte auch ihre Schwester kinderlos sein.

Unter großen Martern wurde Hedwig zum Geständnis ihrer Schuld gebracht, hernach gepfählt, gerädert und verbrannt. Edeltrut trat in den Orden ein und wurde der Frömmsten eine.

Das ist der Geist von Citeaux.

Fritz Wittels

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der große Pan ist tot]

Hinterbliebener. Wer starb da? Dionysos selbst?

»Das Übermaß seiner naiven Sorglosigkeit, die frische, ungebändigte Lebensfreudigkeit die ungebrochene, hinreißende Kraft seiner belebenden Heiterkeit, sein herzerquickendes, ansteckendes, mit sich reißendes Lachen gaben seiner das Leben durchaus bejahenden Persönlichkeit den großen Zug ins Originelle. Kein Quentchen seiner Leichtlebigkeit darf fehlen, kein Atom seiner sorglosen Unbekümmertheit um den morgigen Tag, seiner Hingabe an den schönen Augenblick, denn gerade diese Mischung, gerade so wie er war, war er selber, die Apotheose des Lebens.«

Ist der große Pan tot? Die Aufklärung kommt sofort:

»Nicht, was er schrieb, sondern was er war, sein erfrischendes Menschentum war das wertvollere an ihm. Wohl hat er der herkömmlichen BALLBERICHTERSTATTUNG eine ganz neue, originelle Gestalt verliehen ... «

Doch halt, vielleicht ist doch Petrarca gestorben? Oder Nietzsche? Oder wenigstens Heine? Denn wir lesen von seinem »Kultus der Schönheit«, vom »Feuer einer ahnungsvollen Künstlerseele« und daß des Weibes Leib ihm »kein Gedicht, sondern ein Gebet, ein Rosenkranz« ist, »dessen einzelne Perlen er mit der hingebungsvollen Inbrunst des Gläubigen abbetet«. Also mit einem Wort, ein P. A.—Collier?

»Seine seelische Aufnahmefähigkeit war so stark und mannigfaltig, daß ein Millionär mit schweren Schätzen sich keine so fein empfundenen Glücksmomente, keine solche Fülle ideeller Eindrücke erkaufen konnte, als sie ihm aus seinem reichen Selbst zuströmten, der schönheitsdurstigen, geistesempfänglichen, daseinsdankbaren, genußfreudigen Frohnatur, dem jovialen Prachtmenschen, dem l'homme à femme, dem Mitfühlenden, der mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit allen Untergebenen entgegenkam, dem Sorgenbrecher, dem Kindesbeglucker, dem Stimmungsmacher, der imstande war, den bittersten Unmut in ein Lächeln umzuzaubern, denn sein Humor floß stets erst durchs Herz und er trug den süßen Leichtsinns der Götter in der Brust. «

Sollte vielleicht doch Dionysos selbst, der unerkant eine Zeitlang in Wien gewohnt hat, dahingerafft worden sein? Oder mußte Adonis die finstere Persephoneia küssen? Nein, nicht er, sondern der MAX SCHLESINGER. Und die 'Wiener Allgemeine Zeitung' ist es, deren Redaktion der verwandtschaftlichen Pietät ein Opfer bringt, wie es selbst die Götter Griechenlands nicht zu empfangen gewohnt waren. Aber der Nachrufer versichert, daß er sich nicht anders helfen kann:

»Ist doch das Bild einer solchen Individualität schwer auf die Palette zu bringen, wo nicht dicke Folianten beredtes Zeugnis von seinem Schaffen geben oder sein Charakterbild sich nicht in bleibenden Monumentalwerken widerspiegelt«.

»Das schäumende Champagnerglas in der Hand ... einer schönen Frau in prachtvoller Balltoilette ein geistvolles Wort zuflüsternd«, so hätte ihn, meint der Nachrufer, »der Tod ereilen sollen, ihn, Max Schlesinger, FRAUENLOB«.

Das Frauenlob wurde in diesem Falle, wie man weiß, auf Bestellung geliefert. Aber so selten es für bare Münze genommen wurde, so oft wurde dafür bare Münze genommen, und das geistvolle Wort, das der »Sorgenbrecher« in der Regel nicht der Dame, deren Name in der Zeitung genannt werden sollte, sondern dem Gatten der Dame zugeflüstert, lautete: »Fünf Gulden«. Niemand hätte von einem solchen »gentlemenliken Bagatellarlehen«, wie es der Götterliebhaber in zahllosen Pumpbriefen nannte, Aufhebens gemacht. Am allerwenigsten nach dem Tode des gewiß harmlosen alten Reporters. Wiewohl er selbst so wenig Respekt vor dem Tod hatte, daß er in Kondolenzen unter den Vorzügen des Verstorbenen die Mildtätigkeit hervorhob und die Hinterbliebenen mahnte, in seinem Sinne fortzufahren, wäre es mir nicht eingefallen, dieser wienerischen Existenz im gegebenen Augenblick unfreundlich zu gedenken. Aber schließlich ist die Pietät des Unbeteiligten nicht verpflichtet, den Brechreiz zurückzuhalten, den die Pietät der Beteiligten in so ungewöhnlichem Grade provoziert hat. Eine Journalistik, die durch fünfundzwanzig Jahre von einem ihrer Repräsentanten das — in Wien humoristische — Odium einer aus Fünfguldenzetteln geflickten Existenz nicht genommen hat, erfrecht sich, ihn nach seinem Tode durch kostenlose Unsterblichkeit zu entschädigen, und wendet an die Verklärung eines Ballreporters Ausdrücke, wie sie noch nie einem gestorbenen Genius der Freude, keinem Mozart, keinem Offenbach und keinem Johann Strauß gewidmet wurden. Mit Erbitterung muß man der Gleichgültigkeit gedenken, mit der erst kürzlich dem Leichnam eines Prachtmenschen begegnet ward: wäre, was heute über den Max I Schlesinger geschrieben wird, über die edle Künstlernatur eines Adalbert v. Goldschmidt gesagt worden, dieses ganze schnöde geistige Wien hätte sich empört, und werden den außerordentlichen Mann gekannt hat, hätte es für eine verzeihliche Übertreibung gehalten. Wer aber die Pietät selbst vor ihrer grotesken Verhöhnung durch einen Nachruf wie den der 'Wiener Allgemeinen' zu schützen unternimmt, wird wahrscheinlich für einen Grabschänder gehalten werden. Und für einen hartgesottenen noch dazu, wenn er gleich auch sagt, daß die Totenfeier, die das Lustspieltheater für den angenehmen Privatmann und im übelsten Sinne begabten Wortspieler Arthur Pserhofer veranstaltet hat, eine unerhörte wienerische Tatsache ist. Daß es, nur in dieser maßstablosesten Stadt der Welt möglich ist, einen David ein Leben im Dienste des Herrn Lippowitz führen zu lassen und für Arthur Pserhofer eine Totenfeier zu veranstalten. Aber wir leben wirklich in einer Zeit der Trauerpersiflage. In Graz ist ein Rabbiner gestorben und ein anderer Rabbiner spricht den Nachruf:

»In dieser Stadt, ob ihrer Schönheit weitgerühmt, steht eine Gemeinde, ihrer Zier beraubt, aus diesen Bergen sangumklungen, an frohen Sagen reich, dringt eine düstere Mär, ein trübes Lied, die alte Totenklage: 'AUF DEINEN BERGEN, ISRAEL, IST DIR DEIN SCHMUCK ENTSCHWUNDEN!'«

[Ohne Vertrauensmänner]

Kriminalist. Ein Sittlichkeitsprozeß. »Die Verhandlung wird sofort nach Eröffnung für geheim erklärt, da aber von keiner Seite Vertrauensmänner namhaft gemacht wurden, kann über die Einzelheiten der Verhandlung nicht berichtet werden«. Dies war ehemals paradox, sagt Hamlet, aber nun bestätigt es die 'Zeit'. Ohne Vertrauensmänner Indiskretionen ausgeschlossen: wie etwas Selbstverständliches wird dies — übrigens von allen Gerichtssaalberichterstatlern — dem Publikum mitgeteilt und mit triftigem Grund der Verstoß gegen alten Brauch entschuldigt. Notzuchtsprozeß gegen einen Advokaten. Der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' steht vor der Tür und kann nicht hinein. Nur eines gelingt ihm zu erkunden, ein interessantes Detail der Ge-

richtssaalrealistik (Regie Feigl): »Während des Beweisverfahrens wurde ein Tisch in den Gerichtssaal gebracht, damit dieser den Schreibtisch in der Kanzlei darstelle; es sollte damit demonstriert werden, wie die Szene sich abspielte«. Und da sollen die Leser nicht lange Zähne bekommen!

[Das Fremdwort]

Philolog. Als Lewinsky starb, blieb eine große Bildungslücke in der Wiener Journalistik zurück. Das wird sie dem Toten nie vergessen, daß er, der gelehrteste Schauspieler, noch auf der Bahre ihr philologisches Wissen auf eine harte Probe stellte. Ein Fremdwort, das ein Trauerredner sprach, hat eine Panik der im Sterbegemach versammelten Reporter hervorgerufen. Nämlich das griechische Wort: »Kalos k'agathos«. Was sollte man mit diesem Worte anfangen?

»Wenn«, rief der Redner, »einem Manne ein ehrenvolles Andenken gebührt, dessen Charakter durch Reinheit und Lauterkeit turmhoch aus der Menge hervorragte, dem niemand das Attribut Kalos k'agathos versagen wird, dann gebührt dieses Andenken Joseph Lewinsky.«

Der Vertreter des 'Neuen Wiener Tagblatts' bemühte sich, das Wort festzuhalten, und vergriff sich bloß in der Orthographie. Der Vertreter der 'Neuen Freien Presse' beschloß, es totzuschweigen. Der Vertreter der 'Zeit' aber dachte an seinen Chef, der außerordentlicher Universitätsprofessor ist und den er daheim befragen wollte, und notierte für alle Fälle die beiden »K«, die er aus dem seltsamen Wort richtig herausgehört hatte. Ob es nun dem außerordentlichen Universitätsprofessor selbst bedenklich vorkam oder ob es der Reporter auf dem Heimweg vergessen hatte — kurzum, in der 'Zeit' erschien der folgende Satz:

»Wenn einem Manne ein ehrenvolles Andenken gebührt ... dem niemand das Attribut k. k. versagen wird, dann gebührt dieses Andenken Joseph Lewinsky.«

Nun, dies Mißverständnis ist umso peinlicher, als es die Rede eines Freimauers betrifft. Es ist gewiß auch nicht an sich richtig, daß niemand einem Hofschauspieler das Attribut k. k. versagen wird, da dessen Attribut bekanntlich »k. u. k.« lautet. Daß aber ein Logenbruder, von dem es doch notorisch ist, daß er es in seinen freien Stunden auf Thron und Altar abgesehen hat, jenes Attribut als die höchste Ehrung auffassen sollte, ist absurd. Immerhin, der kleine Irrtum der 'Zeit' ist eine große Wahrheit der Zeit. Ein genialer Humorblitz, der die ganze Entwicklung der Kultur erhellt — von den Tagen, da das Attribut Kalos k'agathos das erstrebte Ziel im staatlichen Leben war, bis zu den Tagen, da es dem Hoflieferantentitel Platz machen mußte, — also etwa von Aristides bis Sandor Jaray.

[Der Reiz der Phrase]

Kritiker. Was jeder Einzelne unter den kritischen Nachrufern an Josef Lewinsky schätzt!

»Er war der Sprecher des Burgtheaters par excellence. Zu seiner Zeit der einzige, der die Pflege des Wortes zum Kultus erhob, der ein besonderes Organ für den REIZ DER PHRASE zu haben schien.«

Der Nachrufer ist der bekannte Verteidiger in Theatersachen Herr Elbogen, und das Organ, das er — außerhalb des Barreaus — für den Reiz der Phrase hat, ist das 'Neue Wiener Journal'.

Wiener. Eine Theaternotiz:

»Frau Günther hat sich bei einer Hühneraugen—Operation eine Verletzung am Fuße zugezogen. Die pflichteifrige Künstlerin ließ sich trotz Schmerzen nicht abhalten, ihre Rolle in der 'Lustigen Witwe' mit gewohntem Charme durchzuführen.«

Der ganze Geistesjammer der Wiener Menschheit faßt mich an.

[Der Zar von Ottakring]

Untertan. In einer Gerichtsverhandlung, in der es sich um die Beschwerde eines sogenannten »Exzedenten« über einen der neuesten so beliebten »polizeilichen Übergriffe« handelte, wurde so nebenbei die folgende Äußerung, die der amtierende Polizeikommissar getan haben soll, erwähnt: »Nur Eisen anlegen, wenn er keck ist! Ich bin Herr im Bezirke und herrsche über 200.000 Menschen«. Der Zar von Ottakring heißt Johann Kubachka. Johann Kubachka der Erste. Es ist sehr erfreulich, daß in den meisten anderen Bezirken Wiens schon die Konstitution eingeführt ist. Ich bin Untertan des Kommissariats Wieden, dessen Bevölkerung ihrem Herrscher eine Reihe freiheitlicher Errungenschaften dankt. Als ich zum Beispiel einst wiederholten Vorladungen wegen des Meldzettels keine Folge leistete, wurde mir, dessen hochverräterische Gesinnung klar zu Tage lag, stillschweigend Amnestie gewährt. Auf dem Alsergrund¹ freilich konnte man eine zeitlang glauben, daß die Polizei an der Erhaltung der Leibeigenschaft interessiert sei. Bis endlich das befreiende Wort: »Madeln verführts mir den dicken Kommissär!« fiel und uns darüber aufklärte, daß die Behörde zu den bekannten »Opfern der Regine Riehl« gehört.

[Das größte Verbrechen des Strafgesetzes]

Arzt. Von meiner Gewohnheit, an dieser Stelle keine Fragen zu beantworten, will ich ausnahmsweise abgehen und der starken Neugierde — mit Zustimmung seines Trägers — das Pseudonym »Avicenna« opfern. Der Autor, der jenes Problem, dessen bloße Berührung die Staatsheuchelei wie die Pest fürchtet, mit so herzhaftem Griff gepackt hat, ist ein junger Wiener Arzt, Dr. Fritz WITTELS, den die Leser schon vor dem Beweise fachlicher Erkenntnis, schon in Nr. 218, und auch in diesem Heft wieder von einer andern Seite kennengelernt haben. — Es ist nicht anzunehmen, daß die in Paragraphenwaffen starrende Niedertracht, die den innersten Besitz an menschlicher Freiheit bedroht und den Uterus zu Abgaben zwingt, sich mit einem Mal eines Bessern besinnen, daß die staatliche Schamhaftigkeit, die den Geschlechtsverkehr lediglich für eine lästige Formalität bei der Fortpflanzung ansieht und unter allen Lebewesen bloß den Störchen eine gewisse Freizügigkeit garantiert, sich plötzlich ihrer selbst schämen werde. Aber der Nachweis, daß das Verbot der Fruchtabtreibung das größte Verbrechen ist, welches ein Strafgesetz — das alte und natürlich auch das kommende — begeht, dient doch wenigstens der Aufrüttelung jener Gehirne, die immer in der besten aller Wellen leben. Der Kretinismus sitzt freilich so tief, daß er jenem Weckruf vielfach mit dem Einwand begegnete: wenn die Fruchtabtreibung gestattet würde, fiele die letzte Hemmung, die weibliche Keuschheit heute noch davon abhalte, unkeusch zu sein. Daß doch die Keuschheit überhaupt die Neigung hat, die Keuschheit aufzugeben! Und daß es eines Strafgesetzes bedarf, sie davon zurückzuhalten! Die Furcht vor dem Landesgericht so offen als die Tugend des Weibes gepriesen zu sehen, ist erquickend. Und ebenso erquickend, die Spezialität der Jungfernschaft als ein ausschließliches Interesse der Männer deklariert zu

1 9. Wiener Gemeindebezirk

wissen. Aber der Liebhaberwert dieses Besitzes stiege doch mit der Leichtigkeit seiner Entäußerung! Wenn's fast keine virgo mehr geben wird, werden die wenigen, die es dann immer noch gibt, umso brünstiger umworben sein. Nun, die Herren der Schöpfung halten sich eigentlich nicht darüber auf, daß den Frauen die letzte Hemmung verloren gehen könnte — das könnte den Herren ja aus vielen Gründen und nicht zuletzt wegen der Alimente ganz recht sein —, sondern daß sie selbst um das unbezahlbare Reizmittel eines Hindernisses kämen. Zu einem so feinen Erotiker hat die christliche Moral schließlich auch den stumpfsten Stier gemacht, daß sein Sexus für den Wert eines Verbotes Verständnis hat. Den Steuerzahlern könnten die Jungfern verloren geben, die es heute dank einem Paragraphen noch gibt, bis es sie dank ihrem persönlichen Eingreifen nicht mehr gibt. Sexualparagraphen treiben immer zu, besonders, wenn sie das Abtreiben verbieten. Die einfachste und wichtigste Erkenntnis: Das Virginitätsideal ist aus den Wünschen jener geboren, die entjungfern wollen. Es gibt eben Leute, die gern Kalbfleisch essen und das »Schweinische« verachten. Vielleicht ließen sich hier die speisegesetzlichen Ursprünge eines religiösen Sittengesetzes nachweisen. Fleischesser sind sie darum doch alle. Die Wiener speziell goutieren auch das Rindfleisch, unterscheiden es in »Vorderes« und »Hinteres«, ziehen aber in allen Fällen »Unterspicketes« vor. In dieser Geschmackszone ist es dem Weibe strenger als anderwärts verboten, selbst zu essen: es gehe in seiner Bestimmung auf, »Hausmannskost« zu sein ... Nur mir sonderbarem Schwärmer macht es noch Vergnügen, die ehrbaren Genießer dieser Stadt beim Essen zu stören. Aber wenn ich ihnen durch das Aussprechen von Bitterkeiten den Appetit verderbe, so räche ich mich bloß dafür, daß sie mir durch ihren Appetit die für das Leben unentbehrlichsten Wahrheiten verderben. Wer die lebfrische Dummheit, die in Schrift und Tat, in Worten und Blicken immer zudringlicher wird, als körperlichen Schmerz empfindet, hat von der Gemeinheit der Menschen nichts mehr zu fürchten: er gewinnt leicht den Mut zu jener Vergeltung. Man muß mich entschuldigen. Aber da ich mich beschieden habe, die meisten meiner Mitmenschen als traurige Folgen einer unterlassenen Fruchtabtreibung zu betrachten, kann ich von ihnen keine Verteidigung jenes Verbotes hinnehmen, höchstens die Verwahrung dagegen, daß die Kritik als ein persönlicher Angriff gemeint sei.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**